

Mann, Sucht und Prävention

Abstract von **Michel Graf**

Die kulturellen und gesellschaftlichen Bilder rund um Alkohol – die problematischste und am häufigsten konsumierte psychoaktive Substanz – sind eng mit Vorstellungen von Männlichkeit verbunden. Auch wenn sich das Konsumverhalten von Mädchen demjenigen der Jungen leider angleicht, bleiben die männerbezogenen Bilder, die mit Alkohol assoziiert werden, tief in der Gesellschaft verankert. Alkohol eignet sich deshalb gut als Beispiel, um über eine buben- bzw. männerspezifische Prävention zu sprechen.

Gehört Rausch zum Mannsein?

Die Zahlen der Schweizerischen Gesundheitsbefragung von 2012 (SGB 2012) zeigen es deutlich: Männer trinken häufiger und problematischer als Frauen. Im Kanton Zürich trinken 15,4% der Männer täglich (vs. 9,8% der Frauen); gesundheitsgefährdender Alkoholkonsum ist ebenfalls bei Männern weiter verbreitet (28% vs. 13%). Laut Schweizer Schülerinnen- und Schülerbefragung zum Gesundheitsverhalten (HBSC-Studie 2010) haben 46% der 11- bis 15-jährigen Jungen und 39% der Mädchen schon einmal Alkohol getrunken. Während 21% der 11- bis 15-jährigen Jungen angaben, schon einmal richtig betrunken gewesen zu sein, waren es bei den Mädchen nur 15%. Mehr als ein Viertel (26,6%) der 15-jährigen Jungen trinken mindestens einmal pro Woche (HBSC 2010); bei den Mädchen sind es halb so viele (13,1%).

Nicht nur bei Alkohol ist der problematische Konsum bei Männern höher als bei Frauen, sondern auch bei Tabak und Cannabis. Während fast drei von zehn Männern im Kanton Zürich (SGB 2012) rauchen, sind es bei den Frauen etwas mehr als zwei von zehn. 17,4% der Männer sind stark Rauchende (ab 10 Zigaretten/Tag), bei den Frauen sind dies 10,6%. Bei den 11- bis 15-Jährigen (HBSC 2010) rauchen beide Geschlechter gleich häufig. Je knapp 6% der Jungen und Mädchen rauchen täglich Zigaretten. Der mindestens einmalige Cannabiskonsum im Leben lag bei Männern höher als bei Frauen (**ZH**: 40,1% bzw. 25,4%, gem. SGB 2012 / **CH**: 34,7% bzw. 23,6%, gem. Suchtmonitoring Schweiz 2013). In allen Altersklassen weisen Männer einen höheren Cannabiskonsum auf als Frauen. Auch bei den Jugendlichen der HBSC-Studie von 2010 zeigt sich dieses Bild.

Einzig der Konsum von Medikamenten ist unter Frauen verbreiteter als bei Männern. Im Jahr 2012 geben mehr Zürcherinnen als Zürcher an, in der Woche vor der Befragung (SGB) mindestens ein Medikament eingenommen zu haben (Frauen: 52,1%; Männer: 43,5%).

Mannsein – in Verbindung mit den entsprechenden stereotypen gesellschaftlichen Bildern und Erwartungen – scheint somit einen bedeutenden Risikofaktor für problematischen Suchtmittelkonsum zu bilden. Immer mehr wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass ein Zusammenhang besteht zwischen der Verinnerlichung von vorherrschenden männlichen Normen und gesundheitsgefährdenden Verhaltensweisen, wie beispielsweise dem Konsum von Zigaretten, Alkohol und anderen Drogen. Tatsächlich ist der problematische Konsum psychoaktiver Substanzen bei manchen Männern als Ausdruck ihrer Männlichkeit zu verstehen. Der Suchtmittel-

konsum erleichtert ihnen beispielsweise das Knüpfen sozialer Kontakte oder „hilft“, sich nicht mit Problemen auseinandersetzen zu müssen sondern diese „runterzuschlucken.“

Zwischen Kontrolle und Vollrausch

Männer vertragen in der Regel mehr Alkohol als Frauen. Sich ans „Limit zu trinken“ ohne vollständige Betrunkenheit wird dann auch oft als Demonstration von Stärke verstanden. Ebenso scheint zum Mannsein aber auch dazuzugehören, dass man(n) es wagt, seine Grenzen zu überschreiten, beispielsweise durch einen Vollrausch. Man(n) soll also einerseits alles im Griff haben, gleichzeitig aber den Mut aufbringen, die Kontrolle zu verlieren. Bei solch gegensätzlichen Erwartungen ist es nicht einfach, seine Stärke zu entwickeln!

Je traditioneller das Männerbild ist, desto schwieriger ist es, zu eigenen Problemen, Ängsten und Emotionen stehen zu können, was die Risiken für ein problematisches Konsumverhalten erhöht. Das traditionelle Männerbild vom „starken Buben“ bzw. vom „Schwächling“ muss hinterfragt und mit den Buben diskutiert werden. Sie sollen ermutigt werden, ihre Gefühle, Ängste und Zweifel auszudrücken. Es ist jedoch darauf zu achten, dass den Jugendlichen keine neuen Normen auferlegt werden und dass sie das Recht und die freie Wahl haben, selbst zu entscheiden, an welchen Werten und Normen sie sich orientieren möchten. An einer solchen Diskussion müssen auch Mädchen beteiligt sein, denn es gilt, Stereotype zu differenzieren und vorgefasste Meinungen auf beiden Seiten zu revidieren. Zusätzlich besteht weiterhin ein Bedarf an geschlechtsspezifischen Präventionsansätzen, um den besonderen Bedürfnissen von Jungen und Mädchen gerecht zu werden.

Genderperspektive in die Präventionsarbeit einbringen

Das Geschlecht ist allerdings nicht der einzige Faktor, der berücksichtigt werden muss: Das Alter, die soziale, kulturelle und sozioökonomische Herkunft müssen ebenfalls mit einbezogen werden. Die wirksamsten präventiven Massnahmen, zumindest im schulischen Kontext, sind die Lebens- oder Sozialkompetenzprogrammen. Es gilt, in diesen präventiven Massnahmen und Zugängen möglichst alle genannten Aspekte zu integrieren.

Es existieren Checklisten, die helfen, die Geschlechterthematik in solchen Programmen zu berücksichtigen. Allerdings muss festgestellt werden, dass fast keine Evaluationen diesbezüglicher Ansätze aus der Genderperspektive existieren, weshalb nur wenig Wissen zu den entsprechenden Wirkungen bei Mädchen und Jungen vorliegt. Doch auch wenn die wissenschaftliche Datenbasis dünn ist, ist es von Bedeutung, geschlechtsspezifische Aspekte in Zukunft in präventiven Massnahmen verstärkt zu berücksichtigen, um die Kinder und Jugendliche in der Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität zu unterstützen.